

Rezensionen

Ulrike Brunotte/Rainer Herr (Hg.): Männlichkeiten in der Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: transcript 2008.

„Männlichkeiten in der Moderne“ versammelt eine ganze Reihe von originell betitelten Aufsätzen. Es geht um Diskurse, Paradoxien, Rhetoriken, Tragödien und Skandale, um Kult, Emanzipation und Krise, um Hegemonie und Feminisierung, kurz: um die offenbar stattfindende Erosion der Geschlechterordnung um 1900 und deren Vorgeschichte. Die Herausgeber haben ihrem Buch ein Künstlerelbstportrait vorangestellt, das Abspaltung und Einschluss des Weiblichen beim Mann auf eine analytisch-kontrollierte Weise und gleichermaßen als fast magische Angleichung (oder Anziehung?) der Geschlechter zur Darstellung bringt. Wenn von Männlichkeit gesprochen wird, steht implizit auch Weiblichkeit zur Diskussion, so könnte man daraus schließen, und Grenzlinsen der Geschlechter werden und sind immer (wieder neu) gezogen. Auf eine Einleitung wird verzichtet. Stattdessen entwerfen Ulrike Brunotte und Rainer Herr lange historische Entwicklungslinien moderner Männlichkeit. Es geht um hegemoniale Männlichkeitskonzepte, um den Mann als paradigmatisches Subjekt und dessen diskursive Herstellung als protestantisch, aufgeklärt, vernunftbegabt, selbstreflexiv, transzendental und national. Thematisiert wird aber auch die „longue dureé“ von Männlichkeitskonzepten, das Überleben alter, antiker Formeln von Männlichkeit bzw. „vormoderner Orientierungen“ (S. 11), die mit normierenden und normalisierenden Abspaltungsprozessen einhergehen. Darauf folgen, so betonen die Herausgeber, von etwa 1880 an bis 1925 „Erschütterungsdiskurse“ (S. 17), die inzwischen etablierte bürgerliche Konzepte von Männlichkeit hinterfragen und für Irritationen sorgen. Diese alternativen Männlichkeiten werden dann, so erfährt man, ihrerseits wieder abgespalten und als defizitär und abnorm abgestempelt usw. Insgesamt wird eine mäandernde Linie der Männlichkeit entwickelt, die der Tendenz nach vielleicht doch zu stark mit dem Lineal gezogen sein könnte. Die Fragestellung, die dem Band zu Grunde liegt, wird so formuliert: Es „soll nach dem systematischen Ort von Genderkonstruktionen in der modernen Gesellschaft gefragt und die Geschlechterordnung modernetheoretisch erfasst werden.“ (S. 19) Es ist also kein genuin historisches Programm, das hier formuliert wird, der Anspruch liegt vielmehr in der Ergründung einer zeitlos gültigen Fabrikationsweise von Geschlechterordnungen. Die Autorinnen und Autoren des Bandes selbst, zeigen vor allem die diskursive Vielfalt der Geschlechterdebatte, indem sie unterschiedliche Quellengat-

tungen miteinander in Beziehung setzen. Herausragendes systematisches Strukturierungsmerkmal ist Robert Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit.

Die Reihe der Aufsätze wird mit einem Beitrag von Cornelia Klinger zum Thema „Von der Gottesebenbildlichkeit zur Affentragödie“ (S. 25-35) angeführt. Die Autorin geht von der These aus, dass die Natur des Mannes mit einem ihn erhöhenden „Referenzpunkt“ außerhalb des Irdischen versehen wurde, um so seine Überlegenheit gegenüber der Frau zu begründen. Dieser Referenzpunkt verschob sich, Klinger zufolge, im Laufe der Geschichte von der Gottebenbildlichkeit zum säkularisierten Prinzip einer „universalen Vernunft“, zum allgemein Menschlichen des Mannes. Klinger zeigt allerdings am Beispiel von Karl Marx, Sigmund Freud und Friedrich Nietzsche, dass diese „asymmetrische Konzeption des Geschlechterverhältnisses“ durch den Verlust des Absoluten zusehends in Frage gestellt wurde. Die irdische Existenz des Mannes ließ sich offenbar nicht mehr leugnen: „der seit jeher einseitige Anspruch des männlichen Teils, das Ganze zu repräsentieren, verliert seine sakrale oder neutrale Hülle.“ (S. 33) Klinger bezeichnet diesen Punkt als das „Ende des Patriarchats“ (S. 32) und zugleich als Startschuss für die explizite Formulierung des männlichen Dominanzanspruchs an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Sabine Mehlmann (S. 37-55) wendet sich anderen „Klassikern“ zu, um Erosionsprozesse hegemonialer Männlichkeit auffindig zu machen: den sexualwissenschaftlichen Schriften Richard Krafft-Ebings, der Evolutionstheorie Charles Darwins, Otto Weiningers Charakterologie der Geschlechter und (ebenfalls) Sigmunds Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung. In allen Theorien erfolgt nach Meinung der Autorin eine Sexualisierung der Geschlechter auf je unterschiedliche und beflissentlich Differenzen betonende Weise.

In einem Band über Männlichkeit darf das Militär nicht unerwähnt bleiben. Ute Frevert (S. 57-75) bestätigt in ihrem Beitrag die These, dass das Militär um 1900 immer noch sehr mächtig und dominant war. Überzeugend wird beschrieben, dass auch außerhalb der Kaserne militärische Korrektheit, Hygiene, Disziplin, sorgfältige Kleidung und männliche Körperformen hoch im Kurs standen. Ergänzend dazu existierte aber, so wird unterstrichen, eine Schattenfigur: der Soldat als Bordellbesucher und Repräsentant „loser Sitten“ (vgl. S. 66 f.). Beiden Figuren, dem positiven militärischen Leitbild und seinem negativen Pendant, wurde aber durch höhere Bildungsinstitutionen Konkurrenz gemacht, wo junge Männer mit alternativen Männlichkeitskonzepten in Kontakt gerieten. Eine grundsätzliche Infragestellung des militärischen Männlichkeitskonzepts war damit jedoch, wie Ute Frevert betont, nicht verbunden. Die militärische und politische Führung des späten Kaiserreichs steht im Zentrum des Beitrags von Claudia Bruns (S. 77-96). Genauer geht es um den Eulenburgskandal und damit um das Thema Homosexualität im engsten kaiserlichen Freundes- und Beraterkreis. Für die Autorin repräsentiert die öf-

fentliche Wahrnehmung des Vorfalles und ihre gerichtliche Behandlung eine generelle Angst vor „schleichende[r] Verweiblichung der Armee“ und „drohende[r] Entmännlichung des Staates“ (S. 89). Homosexuelle galten in der Regel als effeminiert. Damit aber nicht genug, denn es wird ausgeführt, dass auch ein sexualwissenschaftlicher Theoretiker wie Magnus Hirschfeld, der immerhin als Gutachter im Eulenburg-Prozess fungierte, Entrüstung hervorrief, da er als jüdisch und als homosexuell galt – zwei Zuschreibungen, die häufig wie selbstverständlich in abwertender Form aneinander gekoppelt wurden. Martin Lücke (S. 97-110) widmet sich dem Thema homosexueller „Männlichkeitsrhetorik“ als Form der Interessenvertretung. Theoretische Bezugspunkte sind Connells Konzept der Komplizenschaft und Bourdieus Ausführungen zur Unterdrückung von Homosexualität durch Unsichtbarmachen (S. 99). Beide Ansätze werden bemüht, um die Strategien des „Homosexuellen-Aktivisten“ (S. 98) Friedrich Radszuweit in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Freundschaftsblatt“ im historischen Kontext zu analysieren. Als Ergebnis wird formuliert: Radszuweit schuf ein an hegemonialer Männlichkeit orientiertes Leitbild von Homosexualität, das durch Eingriffe der Zensurbehörde erzwungen wurde. Die Zensurbehörde wiederum war offenbar bestrebt, Homosexualität im Sinne Bourdieus zu verbergen. Da Radszuweit durch Übernahme hegemonialer Vorstellungen glaubte, die Akzeptanz von Homosexualität zu steigern, reproduzierte er, so Lückes Argumentation, die Herrschaftsstrategie der Zensurbehörde gegenüber seinen homosexuellen Lesern. Eine andere Herausforderung hegemonialer Männlichkeit durch die Figur des im Jugendstil propagierten androgynen Jünglings, wird von Birgit Dahlke (S. 111-130) diskutiert. Der Autorin zufolge wird die Gestalt des Jünglings aber erst durch den Begriff der Adoleszenz an „ambivalente Modernisierungserfahrungen“ (S. 119) und kulturkritische Debatten anschlussfähig: Die „Idealisierung der Jugend wurde ergänzt durch Anerkennung der mit dieser Lebensphase verbundenen Ambivalenz“ (ebd.), die gleichsam die Möglichkeit zur Überwindung des Althergebrachten in sich barg. Die Autorin kann zeigen, dass die Argumentationsfigur eines „konfliktartigen Reifeprozesses“ wie ihn der entwicklungspsychologische Begriff der Adoleszenz für die männliche Jugend suggeriert, auch in literarischen Zeugnissen um 1900 genutzt wird. Sie wertet dies als Indiz für die Erschütterung hegemonialer bürgerlicher Männlichkeit. Christina von Braun hingegen zeigt eine Krisenbewältigungsstrategie zur Aufrechterhaltung hegemonialer Männlichkeit um 1900 auf: sie erfolgte durch männliche Aneignung weiblicher Simulationsfähigkeit wie sie im Krankheitsbild der Hysterie symptomatisch verankert war. Dabei zieht die Autorin eindrucksvolle Querverweise zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Massenhysterie und zu Merkmalen des Börsenhandels.

In zwei weiteren Beiträgen dient wiederum hauptsächlich Sigmund Freud als „Schlüssel“ zum Männlichkeitsdiskurs um 1900. Bettina Mathes (S. 143-156) erweist sich als kreative Wissenschaftlerin, indem sie „Faust“

als männliche kulturelle Formel sowohl in der Traumdeutung Freuds als auch im kompositorischen und musiktheoretischen Werk Ferruccio Busonis in Form eines fiktiven Dialogs auskundschaftet. Faust verkörpert, wie Mathes nachweisen kann, in beiderlei Hinsicht keine reale und schwache männliche Figur, sondern die kulturelle Sehnsucht nach einer Männlichkeit, die Begierden und Wünsche hervortreten lassen und beherrschen kann. Jay Geller (S. 157-172) wiederum macht eine Fußnote Freuds zum Dreh- und Angelpunkt eines klug und spitzfindig ausgearbeiteten Beitrags über „Homosexualität und maskulines Judentum“. Er kann zeigen, wie soziale Realität (im Falle Freuds die paradoxe Wirkung einer erzwungenen Assimilation an die hegemoniale Kultur und ihre Männlichkeitskonzepte) die Erzeugung wissenschaftlichen Wissens beeinflusst.

Um das Verhältnis von hegemonialer Männlichkeit zu gleichzeitig existenten Gegenentwürfen geht es im Beitrag von Rainer Herrn (S. 173-196). Der Jude und der Homosexuelle stehen dabei als Anti-Formeln im Mittelpunkt. Die wissenschaftliche Konstruktion und Reflexion von Homosexualität erfolgte nach Meinung des Autors mittels verschiedener Theorieentwürfe und Modellen, die miteinander konkurrierten, aber auch aufeinander aufbauten. Besonders intensiv wird Hirschfelds „Zwischenstufentheorie“ diskutiert, die zwar auf der traditionellen Geschlechterpolarität aufbaue und diese voraussetze, dabei aber zahlreiche Abstufungen und vielfältige Nuancierungen zwischen den Geschlechtern enthalte, die insgesamt im Sinne einer „universellen Mischgeschlechtlichkeit“ (z. B. S. 188) das hegemoniale Konzept in Frage stellen würden. Marilyn Reizbaum (S. 197-205) untersucht diskursive Codierungen des Juden als „Muskelmann“, „Krimineller“ und „Homosexueller“ und widmet sich gleichzeitig dem „Paradoxon, dass Juden sowohl Urheber als auch Gegenstand solcher Theorien waren“ (S. 197). Exemplarisch gespiegelt und gleichermaßen ironisch gebrochen dargestellt, sieht sie diese Figuren in den Fotografien von Adi Nes. Bühnenbearbeitungen der im Alten Testament festgehaltenen Geschichte von Simson und Delila „in der deutschen, völkischen und zionistischen Literatur“ werden von Joseph Croitoru (S. 207-218) analysiert. Dabei dienen diese Interpretationen dem Autor als seismographisches Instrument zur Diagnose des unterschiedlichen Umgangs mit Feminisierungs- bzw. Maskulinisierungstendenzen.

Der vorliegende Sammelband enthält zudem zwei besonders hervorzuhebende Beiträge, die bürgerliche bzw. westlich-hegemoniale Männlichkeitsbilder und Geschlechterkonstruktionen aus postkolonialer Sicht untersuchen. Am Anfang steht ein sehr lesenswerter Aufsatz von Ulrike Brunotte über die „Feminisierung der Religion(swissenschaft)“ (S. 219-240). Überzeugend wird herausgearbeitet, dass Orientalismus und Kolonialismus wesentliche Bezugspunkte für den „Männlichkeitsdiskurs der Moderne“ (S. 220) bildeten. Gezeigt wird dies einerseits am Beispiel von Bachofens „Mutterrecht“, in dem Orient und Okzident als Gegensatzpaar behandelt und mit dem Postulat

der Überlegenheit des „männlich okzidentalten Geistprinzips“ (S. 224) verbunden werden. Andererseits erfolgt eine Analyse der feministischen Arbeits- und Argumentationsweise von Jane E. Harrison, die in England als „erste Religionsforscherin im universitären Rahmen geforscht und gelehrt“ (S. 225) hat. Harrison, so erfahren wir, weitete ihre Untersuchungsperspektive auf die „materielle Kultur der Dinge“ (S. 227) der griechischen Kultur aus und interpretierte rituelle Handlungen als Herstellung und Resultat sozialer Wirklichkeit. Insgesamt waren Harrisons Studien nicht nur eine Herausforderung für die männlich dominierte, sich als elitär verstehende Erforschung der griechischen Antike, sondern enthielten beispielsweise auch ein Anregungspotential für den modernen Tanz, wo die durch den Zeuskult und seine Erforschung verdrängten griechischen Göttinnen von Tänzerinnen wie Isadora Duncan künstlerisch aufgegriffen und reinterpretiert wurden. Die ethnographische Feldforschung und ihr Verhältnis zu eurozentrischen Konzepten hegemonialer Männlichkeit ist Thema des Beitrags von Hubertus Büschel (S. 241-256). Genauer geht es um den sogenannten „Tropenkoller“ und die homoerotischen Phantasien bei Ethnologen wie Malinowski und Beschreibungen der „Wilden“ sowie eigener Ängste bei Levi-Strauss. Bemerkenswert sind zunächst die Differenzen zwischen den erst später von seiner Witwe veröffentlichten Tagebucheintragungen Malinowskis und seinen wissenschaftlichen Publikationen, in denen „tropische Depression, Langeweile und Hoffnungslosigkeit“ (S. 242) nur als absolute Randerscheinungen thematisiert werden. Büschel wertet Indizien wie diese einerseits als Ausdruck hybrider Männlichkeit, bei der die eigenen Leitbilder einer krisenartigen Erschütterung ausgesetzt sind, andererseits werden Selbst-Heroisierungen der betroffenen Ethnologen identifiziert. Unerwähnt bleibt, dass das Forschertagebuch inzwischen zum offiziellen Repertoire der Feldforschung gehört. Und es fragt sich, ob mit dieser Inklusion des Tagebuchs in die wissenschaftliche Datenerhebung eventuelle „Erschütterungen“ der eigenen Identität nicht bereits der Kontrolle eines fiktiven Gegenübers unterliegen und insofern inzwischen wirkungsvoll minimiert werden. Obwohl der Beitrag ein hohes Anregungspotential hat, müsste aber vielleicht doch einmal grundsätzlicher gefragt werden, ob das Konzept der Hybridität aufgrund seiner kulturalistischen Aufladung – denn es geht von kultureller Reinheit aus – geeignet ist, den ständigen Umbau und die Überlagerungen von Geschlechterordnungen systematisch zu beschreiben.

Die „Ingenieurkultur“ (Tanja Paulitz, S. 257-370) und „Polarphantasien“ (Inge Stephan, S. 271-285) runden den Band ab. Paulitz argumentiert, dass die professionspolitische Aufwertung des Maschinenbaus auf zweierlei Weise erfolgt ist: entweder rekurrierte man auf den Maschinenbau als technische Wissenschaft und verband diese Vorstellung mit ethnischen und sozialen Hierarchisierungsstrategien sowie einer impliziten Männlichkeit oder man versuchte Technik als Kunst zu etablieren und verband damit den expliziten Hinweis auf männliches Schöpferium – ein Vorgehen, das im zeitgenössi-

schen Geniediskurs bereits vorgezeichnet war. Das Thema „Polarphantasien“ hingegen, verweist abermals auf Bedrohungen und Verletzungen hegemonialer Männlichkeitskonzepte. Am Beispiel von Romanen von Jules Verne und Joseph Conrad kann gezeigt werden, wie die literarische Erschaffung „eisiger Helden“ (S. 275) auf „Marginalisierungserfahrungen heroischer Männlichkeit zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg“ (ebd.) eine adäquate Antwort zu finden suchte.

Den Autorinnen und Autoren ist es gelungen, ein facettenreiches Panorama verschiedener Quellengattungen und Fragehorizonte zur Diskussion zu stellen. Aufschlussreich sind die Beiträge immer dann, wenn künstlerische, biographische und wissenschaftliche Diskursebenen im Zusammenhang analysiert werden. Auch die Gegenüberstellung von weiblichen und männlichen Positionen zu einem identischen Feld erweist sich als eine vielversprechende Forschungsstrategie. Insgesamt ist es bedauerlich, dass sogenannte Egodokumente nicht stärker in die Analyse miteinbezogen werden, da sie eine Diskursebene in den Mittelpunkt stellen, die eher undercover mit- bzw. gegenagiert. Fraglich bleibt, ob Konzepte wie Hegemonie und Hybridität als systematische Zugangsweisen bei der historischen Analyse von Geschlechterordnungen tatsächlich unhintergebar sind. Denn Studien, wie die hier vorgelegten, wären durchaus geeignet, in diesem Zusammenhang als systematisches Korrektiv im Sinne von Ambivalenz, Heterogenität und Widersprüchlichkeit von Männlichkeit und Weiblichkeit zu wirken.

Karin Priem

Ulrike Gleixner/Erika Hebeisen (Hg.): Gendering Tradition. Erinnerungskultur und Geschlecht im Pietismus. (Bd. 1 der Reihe Perspektiven in der neueren und neuesten Geschichte – Kultur, Wissen, Geschlecht) Korb: Didymos Verlag 2007.

Die Beiträge dieses Sammelbandes gehen auf eine Arbeitstagung zurück, welche im Juni des Jahres 2005 in Augst bei Basel abgehalten wurde. Im eigentlichen Sinne aber trägt der Band den jüngeren Erkenntnissen der genderorientierten Pietismusforschung Rechnung und fasst zusammen, was in diesem Forschungsfeld bereits vereinzelt konstatiert wurde: „Geschlecht organisiert den Einschluss beziehungsweise Ausschluss aus der Traditionsbildung zum Pietismus.“ (S. 7) In elf Fallstudien, zwei breiter angelegten Artikeln zur Archivierungspraxis sowie einer abschließenden „Spurensuche“ widmet sich das Buch der Analyse des Zusammenhangs von pietistischer Erinnerungskultur und wissenschaftlicher Traditionsbildung einerseits und der Kategorie Geschlecht andererseits.

Ausgehend von Studien zum pietistischen bürgerlichen Milieu sowohl Württembergs als auch Basels kann, so Ulrike Gleixner in der Einleitung, das Muster der Biographie als zentrales Medium der Erinnerungskultur und Traditionsbildung gesehen werden – Erinnerung und Tradierung wurden um einzelne Männerbiographien herum organisiert und strukturiert. Sowohl die akademische als auch die populäre Geschichtsschreibung und Gruppenkultur des 19. Jahrhunderts verursachten den Ausschluss von Frauen aus der Geschichte des Pietismus; ihre aktiven Beiträge wurden marginalisiert und umgedeutet: Nachträglich wurden Frauen entweder in eine introspektive Frömmigkeit oder aber als „exaltierte Mystikerin[en]“ (de Baar, S. 100) in das Feld des radikalen Pietismus hineindefiniert. Ganz explizit wird hier auch nach dem Beitrag der Pietismusforschung zu diesem Prozess gefragt. Schade ist, dass die nicht nur im Titel des Buches ausdrücklich betonte Prozesshaftigkeit der beschriebenen Ausschlussvorgänge zuweilen durch die Unterstellung von Intentionalität und Strategie konterkariert und damit der Blick auf die Komplexität dieser Prozesse m.E. unnötig verstellt wird.

Der Aufriss enthält sechs Kapitel; diese beleuchten mit jeweils zwei bzw. drei Fallstudien die unterschiedlichen Aspekte der eingangs dargestellten Problematik. Die Kapiteleinteilung wie auch die Einzelbeiträge orientieren sich an den theoretischen Grundlegungen der Einleitung und heben die Teilaspekte des vielschichtigen Problemzusammenhangs gelungen voneinander ab.

Jutta Taiger-Bizer eröffnet das Kapitel „Biographisieren und Geschichtsschreibung“ mit einem differenzierten Abriss der Traditionsbildung zu Gräfin Benigna von Solms-Laubach (1648-1702). Sie weist nach, wie durch eine selektive Quellenrezeption vor allem im Zuge der zunächst pietismuskritischen

kirchengeschichtlichen Forschung ein Bild der Gräfin als demütige Fromme tradiert wurde, während diese selbst sich durchaus als „Mitregentin“ mit „pietistisch fundierte[m] Herrschaftsanspruch“ (S. 25) verstand. Im Anschluss informiert Marianne Jehle-Wildberger stringent über die St. Galler Bürgersfrau Anna Schlatter-Bernet (1773-1826), welche in der biographischen Darstellung, obwohl vielfältig eingebunden in ein europaweites Korrespondenznetzwerk und institutionelle Zusammenhänge, den jeweiligen Geschlechteridealen ihrer Biographen verpflichtet wurde. Am Beispiel der Deutschen Christentumsgesellschaft in Basel und einer ihrer zentralen Figuren, Christian Friedrich Spittler (1782-1867), untersucht Erika Hebeisen im Anschluss die Interaktion männlicher Genealogien mit einer alternativ rekonstruierten und in der memoria verdrängten weiblichen Genealogie und analysiert scharfsichtig das Wechselspiel geschäftlicher und hagiographischer Interessen einer Institution, die trotz ihres hohen Frauenanteils ausschließlich über die männlichen Figuren und deren Aktivitäten erinnert wird.

Das zweite Kapitel versammelt unter dem Titel „Traditionsbildung und Radikalpietismus“ Beiträge zur Rezeption beinahe schon prominenter Frauengestalten. Die hier vorgestellten Frauen gerieten nicht in Vergessenheit, sondern wurden in das theologisch und historisch marginalisierte Feld des Radikalpietismus hineingeschrieben. Mirjam de Baar skizziert folgerichtig, wie die Gelehrte Anna Maria von Schurmann (1607-1678) der Irritation angesichts ihrer Hinwendung zu Jean de Labadie zum Opfer fiel, während Antoinette Bourignon (1616-1680) vorwiegend als überzogene Schwärmerin abgetan wurde. Demgegenüber arbeitet de Baar, in theoretischer Auseinandersetzung mit den „exklusiven Definitionen des Pietismus“ (S. 100), die intensive Einbindung beider Frauen in die Netzwerke des frühen lutherischen Pietismus heraus. Unter erheblichem theoretischem Aufwand, doch in sensibler Analyse, nimmt Eva Kormann den ausschließlich im Kontext des radikalen Pietismus überlieferten *Lebenslauff* Anna Veters (1630-1703) in den Blick. Anschließend weist Ruth Albrecht das „Verschwinden der Theologie zugunsten der Biographie“ (S. 123) im Rezeptionsprozess Johanna Eleonora Petersens (1644-1724) nach. Die „bedeutendste theologische Schriftstellerin des frühen Pietismus“ (S. 126) wurde vorwiegend als herausragende Frauengestalt mit „skurrilen theologischen Ideen“ (S. 131) sowie im Kontext ihrer Ehe mit J. W. Petersen, jedoch nicht mit Blick auf ihre Beiträge zum theologischen Diskurs tradiert.

Gisela Mettele und Veronika Jüttemann bestreiten das dritte, gruppenkulturellen Aspekten gewidmete Kapitel. Mettele analysiert „das Gedächtnis der Bilder“ (S. 149) als Bestandteil der Herrnhuter Erinnerungskultur; sehr informiert und auf breiter Basis untersucht sie darin die ca. 300 archivierten Ölgemälde der Gemeinde auf die Darstellungsweise von Frauen sowie den Gebrauchskontext der Porträts hin und entfaltet zugleich eine ungemein spannende Kultur der Bilder. Veronika Jüttemann fragt nach der Relevanz

des Diakonissen- und Pfarrerbildes der ostwestfälischen Erweckungsbewegung für normative protestantische Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfe.

Unter der Überschrift „Geteilte Helden – Geteilte Heldinnen“ wird im Anschluss in drei Beiträgen gewissermaßen die Kehrseite des Prozesses der Biographisierung beleuchtet. Ursula Caflisch-Schnetzler zeigt die Instrumentalisierung der Figur Johann Caspar Lavaters (1741-1801) durch aufklärerische und pietistische Historiographie gleichermaßen und arbeitet demgegenüber die eigene Verortung Lavaters zwischen pietistisch gefärbter Christenfrömmigkeit und aufklärerisch motivierter Suche nach der eigenen Identität heraus, die ihn zeitlebens ins Kreuzfeuer beider Positionen manövrierte. Den Prozess der Stilisierung Johann Heinrich Pestalozzis (1746-1827) zur ersten nationalen Ikone der modernen Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts fasst Fritz Osterwalder ins Auge. Er verfolgt die Linien einer Erinnerungskultur, die unter Ignoranz der historischen Kontexte eine pietistisch inspirierte „Leidensfigur Pestalozzi“ (S. 219) als Destillat einer konstruierten „Gesinnung“ (S. 228) entwirft und schließlich in der Indienstnahme des so gearteten Helden für ein national-pädagogisches Programm mündet. Elisabeth Joris hinterfragt die Biographisierung und Popularisierung der pietistischen Heilerin Dorothea Trudel (1813-1862), welche vor allem im Kontext einer Anklage wegen Verstoßes gegen das Zürcher Medizinalgesetz ihren Lauf nahm.

Brigitte Klosterberg und Andrea Kittel beleuchten im vierten Kapitel die Muster der spezifischen Archivierungstraditionen zur Frau im Pietismus, die eine real schlechte Quellenlage zu pietistischen Frauen weniger vorfanden als mitproduzierten. Orientiert an der Struktur des Archivs der Franckeschen Stiftungen zu Halle und unter Bezugnahme auf aktuelle Forschungsergebnisse zu Frauen im Halleschen Pietismus weist Klosterberg systematisch und anregend nach, wie grundlegend die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Frauen des Pietismus durch die archivalische „Ordnung des Wissens“ (S. 255) gesteuert wird. Andrea Kittel arbeitet anhand zweier Beispiele aus Württemberg heraus, dass die Berufs- und Amtszentrierung von Staats- und Kirchenarchiven der Aufbewahrung von Selbstzeugnissen pietistischer Frauen im Wege stand, diese jedoch in Familiennachlässen und institutionell geprägten pietistischen Zusammenhängen sehr wohl zu finden sind.

Christel Köhle-Hezinger schließlich findet in ihrer abschließenden „Spurensuche“ und „Archäologie des Fach-Erinnerns“ (S. 282) einen sympathischen und reflektierten Zugang zum anhaltenden Wirken pietistischer Orientierungsmuster und bilanziert den vorliegenden Band mit der Forderung nach neuen Fragerichtungen in der Pietismusforschung.

Angesichts der erheblichen Verzerrungen der Geschichte des Pietismus durch die fehlende oder unsachgemäße Auseinandersetzung mit dem Wirken von Frauen und das Verharren in kirchengeschichtlichen Deutungsmustern muss einfach konstatiert werden, dass es höchste Zeit wurde für diesen Band,

der in seinen Einzelbeiträgen wie auch in seiner theoretischen Elaboriertheit mit z.T. frappierender Folgerichtigkeit den vielschichtigen Prozess der Verdrängung pietistischer Frauengestalten und ihrer aktiven Beteiligung nachzeichnet. Die durch Tradierung geschaffenen Zerrbilder werden konsequent konfrontiert mit der Empirie der Quellen. Es bleibt nachdrücklich zu hoffen, dass dieses Buch intensiven Niederschlag innerhalb des Forscherinnen- und Forscherkreises der Pietismusforschung findet und der „blinde Fleck“ (de Baar, S. 86) der Pietismusgeschichtsschreibung umfassend und konsequent bearbeitet wird.

Katja Lißmann

Annette Vogt: Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Stuttgart: Franz Steiner 2007.

In der historischen Studie „Vom Hintereingang zum Hauptportal?“ stellt die Wissenschaftshistorikerin Annette Vogt die Ergebnisse ihrer langjährigen, detailreichen und von detektivischem Spürsinn begleiteten Arbeit zur Situation von Naturwissenschaftlerinnen zwischen 1899 und 1949 vor. Sie zeigt zunächst, dass sich die historische Forschung zu Wissenschaftlerinnen bisher kaum den Naturwissenschaftlerinnen gewidmet hat. Mit ihrer 50 Jahre Wissenschaftsgeschichte umfassenden Studie beabsichtigt die Autorin, einige dieser „blinden Flecken“ zu erhellen. Bündelt man die Leitfragen der Studie, so wird zum einen danach gefragt, welche Faktoren sich als förderlich oder hinderlich für die Chancen von Wissenschaftlerinnen im akademischen Betrieb erwiesen. Zum anderen interessiert sie sich dafür, wie mit Frauen in der Wissenschaft umgegangen wurde und welche Strategien Wissenschaftlerinnen wiederum entwickelten, um im akademischen Betrieb zu bestehen. Für die Beantwortung dieser Fragen konzentriert sich die Autorin auf die Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin (FWU), heute Humboldt-Universität zu Berlin, und die außeruniversitäre Forschungseinrichtung Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft Berlin (KWG), heute Max-Planck-Gesellschaft.

Vogt zieht verschiedene Quellengattungen heran und recherchiert u.a. im Archiv der Humboldt-Universität und im Archiv zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft/Max-Planck-Gesellschaft Berlin. Da in beiden Archiven nur Personalakten von Privatdozenten und Professoren aufbewahrt werden, versucht sie, die beruflichen Werdegänge von Naturwissenschaftlerinnen mit Hilfe von Personalverzeichnissen, Promotionsakten, Nachlässen der Doktorväter, Finanzberichten usw. zu rekonstruieren.

In den drei Hauptkapiteln der Studie, die sich an den politischen Epochen Deutsches Kaiserreich, Weimarer Republik und NS-Zeit orientieren, wird zuerst der gesellschaftliche Kontext der jeweiligen Zeit anhand des Frauenbildes, der Studien- und Berufschancen und der Vernetzung von Frauen ausgeführt. Daran schließen sich die Erkenntnisse zu Wissenschaftlerinnen der FWU und der KWG an.

Im Weiteren wird auf die wesentlichen Ergebnisse der Autorin eingegangen: 1. Chancen und Barrieren für Frauen in den Naturwissenschaften am Beispiel der FWU und KWG: Für das Deutsche Kaiserreich ist charakteristisch, dass die Frauen der Untersuchungsgruppe allmählich Zugang zur Naturwissenschaft erhielten, aber eine Ausnahme blieben. Dies ist daran abzulesen, dass sie nur vereinzelt eingestellt wurden. Lediglich während des Ersten Weltkrieges hatten Naturwissenschaftlerinnen relativ gute Arbeitsmöglich-

keiten in der FWU und KWG. Während der Weimarer Republik fand hingegen eine Entwicklung von der „Ausnahme zur Selbstverständlichkeit“ statt, so Vogts Deutung. Hierzu schreibt die Autorin: „Wissenschaftlerinnen studierten und promovierten unter Bedingungen, die als normal und selbstverständlich charakterisiert und empfunden wurden. Es gab relativ gute Berufschancen in fast allen Bereichen, und der hohe Grad an Normalität kam auch darin zum Ausdruck, daß verheiratete und verheiratete Promovendinnen mit Kind akzeptiert waren. Gab es schon im Kaiserreich einige Forscher-Ehepaare, so arbeiteten nun einige sogar an der Universität.“ (S. 438) Die Rede von der Selbstverständlichkeit entnahm Vogt z.B. den Ergebnissen einer Dissertation über Studentinnen und ihre Studienmotive von 1930 (S. 127). Mit der NS-Zeit brach die aus der Sicht der Autorin positive Entwicklung jäh ab und Wissenschaftlerinnen wurden wieder zur Ausnahme. Denn: Mehr als die Hälfte der Naturwissenschaftlerinnen, die sich während der Weimarer Republik ihren Weg durch die Institution gebahnt hatten, wurden an der FWU und KWG auf der Basis des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums verdrängt. Ende der 1930er Jahre und während der Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden wiederum Naturwissenschaftlerinnen an der FWU und KWG eingestellt, weil Fachkräfte benötigt wurden. In den Nachkriegsjahren blieben Wissenschaftlerinnen in der Berliner Universität und in der KWG wieder die Ausnahme.

Der Wandel der weiblichen Rollenbilder ist, so die Autorin, besonders relevant für die Chancen von Frauen in der Wissenschaft: „Für den gesamten Untersuchungszeitraum konnte gezeigt werden, daß die Chancen für Wissenschaftlerinnen in hohem Maße von den in der deutschen Gesellschaft vorhandenen und tradierten Rollenbildern der Frau beeinflusst waren. [...] Gänzlich anders, offener und selbstbewußter, agierten die Wissenschaftlerinnen während der Weimarer Republik, und das Rollenbild der ‚Neuen Frau‘ ermöglichte ihnen selbst im Wissenschaftsbetrieb mehr Freiräume.“ (S. 429)

2. Über den Umgang mit Naturwissenschaftlerinnen in der Wissenschaftsgemeinschaft und ihre Strategien: Den gesamten Untersuchungszeitraum betrachtet, hatten Naturwissenschaftlerinnen in der KWG bessere Arbeits- und Karrierebedingungen als in der FWU. Zum Beispiel wurde Wissenschaftlerinnen in der KWG mehr Anerkennung und Akzeptanz als in der FWU entgegengebracht. Allerdings arbeiteten Naturwissenschaftlerinnen nur an fünf von 15 Kaiser-Wilhelm-Instituten.

Im Vergleich zu den männlichen Kollegen hatten Frauen jedoch über den gesamten Zeitraum sowohl in der FWU als auch in der KWG schlechtere Arbeits-, Beförderungs- und Forschungsmöglichkeiten. Naturwissenschaftlerinnen wurden z.B. viel später befördert als ihre Kollegen und Privatdozentinnen blieb der Ruf auf einen Lehrstuhl verwehrt.

Die Autorin fand Unterschiede zwischen den Disziplinen: In den Naturwissenschaften wurde Frauen im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften bis

1933 eine gerechtere und fairere Behandlung zuteil. Die günstigere Situation von Frauen in den Naturwissenschaften führt Vogt auf den in den Naturwissenschaften verbreiteten „Glauben an die Objektivität der Naturwissenschaft“ zurück, der implizierte, vom Geschlecht des Kandidaten bzw. der Kandidatin abzusehen (S. 434f.).

Über die Strategien von Naturwissenschaftlerinnen mit ihrer Situation in der Wissenschaft umzugehen, schreibt Vogt lediglich, dass sie sich kaum miteinander vernetzten, weder innerhalb der FWU bzw. KWG noch zwischen FWU und KWG oder indem sie Mitglied einer Vereinigung für Akademikerinnen wurden. Dies wird mit der relativ hohen und frühen Akzeptanz von Naturwissenschaftlerinnen als Mitglied in ihren Fachgesellschaften erklärt.

Die von der Autorin bei der Recherche geleistete Arbeit und die von ihr genutzte Literatur sind insgesamt beeindruckend. Auf diese Weise arbeitet sie auf ein differenziertes Bild der Situation von Frauen in der Wissenschaft hin. Vogt fächert zahlreiche Berufswege beeinflussende Faktoren auf. Wünschenswert wäre gewesen, nicht nur die einzelnen karriereförderlichen und -hinderlichen Faktoren zu erarbeiten, sondern zu überlegen, wie die einzelnen Faktoren zusammenhängen.

Einige Verallgemeinerungen, die Vogt vornimmt, sind aus meiner Sicht problematisch. Unter anderem scheint mir ihre Deutung, dass Wissenschaftlerinnen in der Weimarer Republik zur Selbstverständlichkeit wurden, angreifbar. Zum einen definiert die Autorin nicht, was sie genau unter Selbstverständlichkeit versteht. Zum anderen stellen die in der Studie aufgeführten Belege m.E. eher Hinweise dar, dass Frauen in der Wissenschaft vielleicht selbstverständlicher waren als heute angenommen wird. Der von ihr selbst angeführte Frauenanteil bei den Promovierenden von maximal 15% (S. 145) und ihr Ergebnis, dass Wissenschaftlerinnen bei den Privatdozenten selbst an der relativ frauenfreundlichen Berliner Universität die Ausnahme blieben (S. 170, 183) und ihnen die ordentliche Professur verwehrt wurde (S. 440), sprechen m.E. dagegen.

Hier hat Theresa Wobbe m.E. eine treffendere Formulierung gefunden, um die Situation von Frauen in der Wissenschaft in der Weimarer Republik zu charakterisieren, wenn sie schreibt, dass der intellektuelle Aufbruch von Frauen durch Exklusionsmechanismen gedämpft wurde (1994, S. 46).

Auch der besondere Einfluss der weiblichen Rollenbilder und die an den Gutachten abgelesene, Geschlecht irrelevant machende, Wirkung des „Glaubens an die Objektivität der Naturwissenschaft“ sind m.E. nicht ganz nachvollziehbar. Zum Beispiel schreibt Vogt selbst, dass sich Naturwissenschaftlerinnen außerhalb der FWU und in der KWG schon während des Deutschen Kaiserreichs und während des Ersten und Zweiten Weltkrieges relativ gute Berufschancen eröffneten (S. 430), und das zu einer Zeit in der Frauenleitbilder existierten, die Frauen nicht motivierten, Wissenschaftlerinnen zu werden. Angesichts dieser Ergebnisse stellt sich die Frage, wie stark das jeweili-

ge Frauenleitbild die Chancen von Frauen in der Wissenschaft tatsächlich beeinflusst hat. Die Gutachten wiederum wurden von der Autorin lediglich als geschlechtsneutral eingeschätzt, weil die (männlichen) Gutachter – von zwei Ausnahmen abgesehen – nicht erwähnten, dass die Promotionen von Frauen verfasst wurden.

In das Buch sind viele Kurzbiografien (heute) unbekannter Naturwissenschaftlerinnen eingegangen, wie z.B. von Gerda Laski. Diese Vielzahl stellt eine Fundgrube für all jene dar, die zu Naturwissenschaftlerinnen arbeiten (möchten) und regt vielleicht zu weiteren Forschungsvorhaben über Naturwissenschaftlerinnen an.

Beate Ronneburger

Literatur

Wobbe, Theresa (1994): Von Marianne Weber zu Edith Stein. Historische Koordinaten des Zugangs zur Wissenschaft. In: Dies./ Lindemann, Gesa (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a.M., S. 15-68.

Christa Kersting: Pädagogik im Nachkriegsdeutschland. Wissenschaftspolitik und Disziplinentwicklung 1945 bis 1955. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2008.

Disziplingeschichte ist ein Sujet, für das Christa Kersting seit ihrer Arbeit zur Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert außerordentlich gut ausgewiesen ist. Mit einer Disziplingeschichte, die sich der Nachkriegszeit widmet,¹ nimmt sie nun die Möglichkeit auf, sich der jüngeren „Weichenstellungen“ in der Pädagogik bewusst zu werden und – angesichts des dramatischen Wandels der Erziehungswissenschaft im letzten halben Jahrhundert – Chancen wie Gefährdungen gegenwärtiger disziplinärer Entwicklungen reflektierend in den Blick zu nehmen. Dabei soll Disziplingeschichte in enger Verbindung mit Wissenschaftspolitik betrachtet werden. Zu diesem Zweck wertet sie archivalische Quellen aus über 20 Archiven aus, bezieht Nachlässe und Briefe ein. Nach einem ersten eher allgemeinen Teil, in dem sie ausführlich auf die Entwicklung seit Beginn des 20. Jahrhunderts eingeht, die „Remigration“ und die „Lage der Akademikerinnen in Pädagogik und Psychologie nach 1945“ untersucht (dieser Teil macht die Hälfte der Untersuchung aus), wendet sie sich in einem zweiten und dritten Teil mit Fallstudien der „Wissenschaftspolitik und Disziplinentwicklung an den Universitäten der Französischen Besatzungszone“ (Tübingen und Freiburg als alte Universitäten, Mainz als Neugründung) sowie der „Wissenschaftspolitik und Entwicklung der Disziplin unter französischer Verwaltung“ (Saarbrücken) zu.

Inhaltlich geht Christa Kersting von einer weitgehenden Kontinuität pädagogischen Denkens seit der Weimarer Republik aus. Gleichsam als Initialzündung sieht sie die Berliner Konferenz von 1917, auf der – anlässlich der Neuregelung der Prüfungsbestimmungen für das höhere Lehramt – Pädagogik als eine sinn- und einheitsstiftende Wissenschaft definiert worden sei. Ernst Troeltsch, als Hauptredner verpflichtet, habe bei seiner Suche nach einem „Identitätsprofil [...]“, auf das er die ganze Nation verpflichten konnte“ (Assmann 1993, zit. nach Kersting, S. 35), in der Pädagogik Elemente aus Philosophie und Psychologie identifiziert, die als sinnstiftend wahrgenommen werden konnten; Pädagogik also als „Zusammenfassung des praktischen Zwecks der Philosophischen Fakultät“ (Troeltsch 1918, zit. nach Kersting, S. 36). Diese Genese, gleichsam ein deutscher Sonderweg von 1917, und die damit verbundene philosophische Orientierung der Pädagogik habe dann – so Kersting – die Entwicklung der Pädagogik bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmt und dazu geführt, dass nicht nur in Weimarer Republik, sondern auch in der frühen Bundesrepublik die experi-

1 Die Arbeit ist hervorgegangen aus dem DFG-Projekt „Remigration“ (Leitung: Heinz-Elmar Tenorth) und 2001 im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie an der FU Berlin als Habilitationsschrift angenommen worden.

mentelle Pädagogik als die einer „Ethik ermangelnden empirischen Wissenschaft(en)“ (S. 40) ausgeblendet worden sei. Man fühlt sich an die Kontroverse um Utilitarismus und Humanismus am Anfang des 19. Jahrhunderts erinnert, wenn man die Zitate liest, mit denen Kersting die Legitimierung der Pädagogik als Sinnstiftung, ihre enge Bindung an die praktische Philosophie und die Ausblendung der experimentellen Richtung belegt, und es gibt keinen Zweifel, dass Sinnstiftung oder Charakterbildung maßgeblich für eine Richtung des pädagogischen Denkens war, erst recht nicht, wenn man die pädagogischen Akademien sowie C.H. Beckers und Eduard Sprangers diesbezügliche Gründungsschriften einbezieht.² Gleichwohl bestehen aber auch andere Richtungen in der Pädagogik, man denke nur an Peter Petersen und Mathilde Vaerting in Jena. Derartige Ausprägungen geraten in Kerstings Darstellung in den Hintergrund, offensichtlich geht es ihr darum, bei den „Weichenstellungen seit der Jahrhundertwende“ den Fokus vor allem auf die drei „Eisheiligen“ Herman Nohl, Eduard Spranger und Theodor Litt zu legen, deren Theorien textnah und mit vielen Zitaten geschmückt herausgearbeitet werden, um – auch vor dem Hintergrund der kritischen Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte – deren konservative Grundhaltung zu belegen. Die soll hier keineswegs angezweifelt werden, dennoch bleibt bei diesem Duktus von Christa Kersting, dieser Kompilation der Zitate, mitunter der Wunsch, die Denk- und Ausdrucksweisen der damaligen Pädagogen in der anderer – vielleicht weniger weltanschauungsgefährdeter – Wissenschaftler einzubinden, um sie – auch – aus ihrer Zeit heraus interpretieren zu können.

Mit der von ihr vorgenommenen Fokussierung der Pädagogik vor 1945 kann Kersting dann die fast ungebrochene Fortsetzung nach 1945 konstatieren. Spranger und Nohl – in geringerem Maße auch Litt –, die ihrerseits bei der eigenen Vergangenheitsbewältigung Schuld zu einer Art anthropologischer Konstante erklären (S. 90ff.), sind die Autoritäten, die sowohl von der Kultusverwaltung als auch von Seiten der ihrer Ämter Enthobenen und der Emigranten als Experten herangezogen werden. Das führt in der Tat dazu, dass sie ihren Einfluss bei Berufungsfragen nutzen, um die geisteswissenschaftliche Pädagogik zu konsolidieren. Die empirisch-experimentelle Psychologie und Pädagogik bleibe dabei erneut außen vor, ein Tatbestand, der für Kersting deutlich negativ konnotiert ist und den „Granden“ der geisteswissenschaftlichen Pädagogik angelastet wird. Betrachtet man aber in diesem Kontext auch die (Heeres-)Psychologie, die sich während der NS-Zeit vor allem der Persönlichkeitspsychologie gewidmet hatte, so fällt auf, dass sie sich nach 1945 eine philosophische Orientierung auf ihre Fahnen schreibt, vermutlich um sich *more philosophico* von ihren – empirischen – Untersuchun-

2 Bei den zukünftigen Volksschullehrern spielte die Pädagogik in ihrer Ausbildung eine deutlich größere Rolle als bei den zukünftigen Gymnasiallehrern, zugleich aber wurde der Einfluss dieser philosophisch fundierten sinnstiftenden Pädagogik durch praktische und didaktische Lehrinhalte erheblich relativiert.

gen zu distanzieren. Es ist damit zumindest eine Frage wert, inwieweit die Psychologie selbst die philosophisch orientierte Pädagogik dazu genutzt hat, um sich von ihrer Tätigkeit in der NS-Zeit „reinzuwaschen“.

Auch die Stellung zu den Remigranten ist m.E. nicht ganz einheitlich zu beantworten. Christa Kersting kommt zu dem Urteil, dass Emigranten mit demokratischer Ambition schlicht und einfach unerwünscht gewesen seien (S. 135). Dennoch kehren einzelne zurück, etwa Curt Bondy nach Hamburg, und bringen neue Impulse. Hier ist die Frage, ob die Einbeziehung Pädagogischer Hochschulen in die Analyse nicht möglicherweise zu einem anderen Bild geführt hätte. Das gilt auch für die Frauen, deren Berufungen und Tätigkeiten – und das sei besonders hervorgehoben – Kersting ein eigenes Kapitel widmet.

Der zweite und dritte Teil des Buchs steht im Zeichen der Fallstudien. Am Beispiel der französischen Besatzungszone wird der Zusammenhang zwischen Wissenschaftspolitik und Disziplingeschichte expliziert. Dabei muss berücksichtigt werden, dass es aus Paris wie aus Baden-Baden nur relativ dürftige Äußerungen zu den Universitäten gibt (S. 201) und auch der Versuch der französischen Besatzungsmacht, ein fortdauerndes Einspruchsrecht in Bildungsfragen zu erlangen, sich in der angestrebten Form nicht zuletzt wegen des Einspruchs von General Clay nicht durchführen ließ. So blieb es bei der Entnazifizierung, die schleppend verlief und sich unter der Hand in eine „Säuberung der Nazis von ihrer Stigmatisierung“ (Niethammer 1986, zit. nach Kersting, S. 207) wandelte. Hinzu kamen einzelne Strukturelemente, die die Politik der DEP (Direction de l'Éducation Publique) prägten: eine diskrete Überwachung der akademischen Gemeinschaft, der Versuch renommierte Forscher zu gewinnen (u.a. Martin Heidegger), die Entsendung französischer Lektoren und der schon früh geplante Austausch der Studierenden. Das deutet bereits an, dass eine größere Strukturveränderung kaum zu erwarten war. Vielmehr wurde die Berufungspolitik offensichtlich zum entscheidenden Faktor, und die lief – wie auch schon in dem allgemeinen Teil gezeigt – weitgehend auf der Ebene individueller Beurteilungen und Gutachten (vgl. S. 210f). Mit Spranger auf dem Lehrstuhl für Historische Philosophie und seinem Nachfolger Otto Friedrich Bollnow war die philosophische Grundlegung der Pädagogik weiterhin gesichert; Hans Wenke, ein Spranger-Schüler, vormals Heerespsychologe, nun auf einem Lehrstuhl für Psychologie und Pädagogik, konnte ebenfalls zur Stärkung dieser Richtung beitragen, in Kerstings Augen erneutes Indiz für die Verdrängung der Psychologie durch die Pädagogik.

Betrachte ich das Zusammenspiel von Wissenschaftspolitik und Disziplingeschichte, so wird hier – sicher auch der Aktenlage geschuldet – Wissenschaftspolitik weitgehend auf Berufungspolitik verkürzt. Am deutlichsten wird der wissenschaftspolitische Einfluss im eigentlichen Sinne noch bei der Neugründung in Saarbrücken, die allerdings auch unter anderen politischen

Bedingungen stattfand. Ansonsten bestimmen Entnazifizierungs- und Berufungsvorgänge, teilweise, wie bei Gerhard Pfahler in Tübingen, auch ausführliche Darstellungen des jeweiligen Denkens die Darstellung. Wissenschaftspolitik wird als „Durchsetzung bevorzugter Theorien, Protektion von Kollegen, die skrupellose Entschuldung von Schülern und Kollegen in der unmittelbaren Nachkriegszeit“ (S. 392) gesehen und bleibt, reduziert auf das Vorgehen der „Eisheiligen“ und deren rückwärtsgewandte Volksideologie, weitgehend auf der Ebene des universitären Diskurses angesiedelt. Damit bietet die Studie von Christa Kersting eine Fülle von spannenden Fallgeschichten, von Entnazifizierungs- und Berufungsvorgängen; in diesem Sinne ist es eine eindrucksvolle Arbeit, die hier vorliegt und die, trotz der kritischen Punkte, für die Selbstvergewisserung der Disziplin einen wichtigen Beitrag leistet.

Margret Kraul

Anne Schlüter (Hg.): Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung, Opladen/Farmington Hills: Budrich 2008.

Die im März 2008 erschienene Publikation „ErziehungswissenschaftlerInnen in der Frauen- und Geschlechterforschung“ wurde von Anne Schlüter, Sabine Hering und Maria Anna Kreienbaum herausgegeben. Sie begeben sich mit der Frage nach ErziehungswissenschaftlerInnen in der Frauen- und Geschlechterforschung auf einen selten beschrittenen Weg: Es werden zehn Portraits von Frauen gezeichnet, die in unterschiedlichsten Fachgebieten in der Disziplin Erziehungswissenschaft tätig sind bzw. waren.

So überzeugt ein Teil des Bandes durch die kompakte Einführung: erstens in den Themenbereich „ErziehungswissenschaftlerInnen in der Frauen- und Geschlechterforschung“ mit der zuverlässigen Darstellung des Forschungsstands und der wichtigsten Literatur, zweitens in die „Biographische[n] Reflexionen als pädagogische Kompetenz“ – hier wird in knapper Form die Bedeutung biografischer Dokumente speziell für die Disziplin Erziehungswissenschaft herausgestellt. Die LeserInnen werden in diesem zweiten Teil der Einführung sowohl für das Anliegen des Bandes als auch für die methodische Herangehensweise sensibilisiert. Die Herausgeberinnen wollen Lebensgeschichten, die von den untersuchten ErziehungswissenschaftlerInnen autobiografisch verfasst wurden, darstellen. Ihr Hauptaugenmerk liegt dabei gerade nicht darauf, diese auszuwerten. Die Einführung wird fortgeführt, indem die Herausgeberinnen überblickartig auf ausgewählte „biographische Selbstdarstellungen“ von PädagogInnen, WissenschaftlerInnen, LehrerInnen und SchulleiterInnen verweisen. Damit schärfen sie nochmals den Forschungsstand und weisen auf die große Forschungslücke, nämlich die der Betrachtung von Biographien und Autobiographien von Frauen in der erziehungswissenschaftlichen Profession, welche sich mit Frauen- und Geschlechterforschung befassen bzw. befassten, hin.

Diese einführenden Bemerkungen abschließend, führen die Herausgeberinnen nun die LeserInnen an ihr eigentliches wissenschaftliches Anliegen heran: Die „Portraits aus der Wissenschaft“. In diesem Abschnitt legen sie ihre methodische Herangehensweise offen. Sie baten „mehr als zwanzig“ ErziehungswissenschaftlerInnen, ein autobiografisches Dokument anzufertigen. Für dieses ehrgeizige Vorhaben ist es allein vom methodischen Ansatz her notwendig, gegenüber den angefragten WissenschaftlerInnen eine offene Herangehensweise zu wählen. Bezogen auf den Fokus ihrer Untersuchung ist es jedoch ebenso wichtig, den Befragten gewisse Orientierungspunkte (z.B. Beschreibung der Herkunftsfamilie, wissenschaftspolitische Prozesse, Teilhabe an Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung) für ihre autobiographische Darstellung zu geben. Einige angefragte WissenschaftlerInnen ließen sich nicht auf dieses Vorhaben ein, u.a. mit der Begründung, dass es „ihnen schwer fiel sich zu beschränken“. So gab es dank dieser sensiblen Herange-

hensweise und der gleichzeitigen Gratwanderung einer Be- und Entgrenzung bezüglich eines eingeschränkten thematischen Erkenntnisinteresses (so z.B. der berufsbiographischen Entwicklung) und dem grundsätzlichen Interesse an einer lebensgeschichtlichen Reflexion – gemessen an einem Vorhaben mit diesem qualitativen Design – dennoch einen achtbaren Rücklauf an autobiographischem Material.

Daraus entstanden zehn Portraits. Die Herausgeberinnen nutzten einerseits einen generationsübergreifenden Ansatz – sie wählten WissenschaftlerInnen aus, die in den 1930er, -40er, -50er Jahren geboren wurden. Andererseits legten sie das Kriterium der fachlichen Vielfalt an, denn die dargestellten Frauen vertreten bzw. vertraten unterschiedliche erziehungswissenschaftliche Fachgebiete (z.B. Schulpädagogik, Sozialpädagogik, Rehabilitationspädagogik, Interkulturelle Pädagogik, Erwachsenenbildung und Allgemeine Pädagogik). Offenbar wollten die Herausgeberinnen ein breites Spektrum innerhalb der Disziplin Erziehungswissenschaft abdecken. Trotz des Verständnisses für den limitierten Rahmen eines solchen Werkes und der durchaus auch hilfreichen Pointierung in den einführenden Abschnitten sollte aber auch nachgefragt werden, weshalb die Herausgeberinnen gerade diese Auswahl trafen, vor allem im Blick auf historische Großereignisse (z.B. Zweiter Weltkrieg, Kalter Krieg, 68er-Bewegung), die sich auch auf die Entwicklung der Disziplin Erziehungswissenschaft evident niedergeschlagen haben.

Die bedeckte Darstellung der Auswahlkriterien offenbart bei der fortführenden Lektüre einen weiteren Aspekt: Im Herzstück des Buches – den Portraits von Ilse Brehmer, Uta Enders-Drägässer, Elisabeth de Sotelo, Astrid Kaiser, Renate Nestvogel, Bärbel Schön, Ulrike Schildmann, Elke Kleinau und schließlich Anne Schlüter und Sabine Hering selbst – wird deutlich, dass es den AutorInnen in diesem Band zuvorderst um die Darstellung der autobiographischen Dokumente geht, die sie – und das ist das Herausragende an diesem Buch – für sich selbst sprechen lassen. Die Herausgeberinnen geben mit ihrer Idee, gerade keine Auswertung der Dokumente vorzunehmen, den LeserInnen der Autobiographien die Möglichkeit, selbst zu einer Analyse zu kommen. Hier entspinnt sich der Gedanke von Autonomie, die von zwei Seiten her gedacht werden muss. Zum einen geben sie den Frauen Raum, ihre Geschichte zu erzählen, zum anderen ermöglichen sie den LeserInnen gerade dadurch, eigene Lesarten zu eben jenen Lebensgeschichten zu entwickeln. Bei den Portraits wird die mitunter zu starke Verknappung der einzelnen einführenden Abschnitte aufgeweicht, sodass die Herausgeberinnen der großen Herausforderung, Frauen aus der Wissenschaft zu ausgewählten Stationen ihres Lebens und je ihrer Auseinandersetzung mit der Genderthematik zu portraituren, souverän begegnen konnten. Dieses Buch verdient es, in Zukunft intensiv wahrgenommen und als Grundlage für weitere Forschungen genutzt zu werden.

Doreen Cerny

Rita Casale/Barbara Rendtorff (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript 2008, 256 Seiten.

Die leicht als Provokation zu verstehende Frage „Was kommt nach der Genderforschung?“ hat zu einem fruchtbaren Diskurs über den Feminismus zwischen akademischen Disziplinen geführt. Der von Rita Casale und Barbara Rendtorff verantwortete und herausgegebene Sammelband entfaltet eine Bilanzierung feministischer Forschung und skizziert die neuen Herausforderungen für eine feministisch fundierte kritische Theorie jenseits der „neuen F-Klasse“. „Das Anliegen dieses Bandes können wir mit einem Satz zusammenfassen: die Debatten über die Probleme und Stagnationen, die Ideen und Überlegungen zu Stand und Zukunft der Geschlechtertheorie als interdisziplinäres Thema zusammen zu führen, zu gegenseitiger Anregung“ (Casale/Rendtorff, S. 9).

Der Band basiert auf den Beiträgen der Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 2007, zu der die Organisatorinnen im Sinne eines interdisziplinären Gesprächs geladen hatten. Dieses sah in seiner Grundstruktur im Wesentlichen vor, dass Erziehungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler die Referate aus unterschiedlichen Disziplinen – Philosophie, Politikwissenschaft, Geschichte, Soziologie – kommentierten, aber auch die spezifischen Anforderungen der Erziehungswissenschaft mit ihrer handlungstheoretischen Verortung markierten. Im Ergebnis liegt nun ein höchst lesenswerter Band vor, der sowohl unterschiedliche Positionen versammelt, neue Diskurslinien aufzeigt, Kontroversen sichtbar macht, Blicke von „innen“ und „außen“ zulässt und schließlich Bedeutung und Ertrag einer Theoriebildung aufzuzeigen vermag.

Das Buch versammelt insgesamt sechs „dialogische Paare“, in denen ein Beitrag aus einer nahestehenden Disziplin mit Blick aus der und auf die Erziehungswissenschaft kommentiert wird sowie fünf Artikel, die zu einer weiterführenden erziehungswissenschaftlichen Diskussion auffordern. Dies geschieht entweder resümierend, Potenziale und Grenzen feministischer Kritik in Wissenschaft und Politik auslotend (Juliane Jacobi), Thematisierungsdynamiken und Abwertungsprozesse feministischer Theoriebildung ausweisend (Susanne Maurer), das Potenzial der Psychoanalyse für Geschlechterforschung – im historischen Prozess zugleich „Verbündete“ und „Gegnerin“ der feministischen Bewegung – kritisch prüfend (Barbara Rendtorff) oder die Transformation der Kategorie Gender analysierend und auf das Verhältnis von Theorien zu politischen Bewegungen und zur Geschichte gesellschaftlicher Auseinandersetzungen beziehend (Edgar Forster). Besonders hervorzuheben ist außerdem der umfangreiche Artikel der italienischen Journalistin Ida Dominijanni, Mitglied der Philosophinnengemeinschaft „Diotima“, über

die „Matrix der Differenz“. Er lässt sich in mehrfacher Hinsicht als „Gast-„Beitrag“ charakterisieren, bringt hier doch ein Gast willkommene Gaben: den fruchtbaren Kontext des „Affidamento“, die anregenden Kenntnisse aus internationalen Debatten und die kritischen Überlegungen einer Intellektuellen zur Akademisierung, politischen Bewegung und zur Sexualität sowie zum generationalen Verhältnis von Feministinnen. Dominijanni formuliert präzise Fragen, kartographiert die internationalen Kriterien, nach denen die Karten der feministischen Theorie erstellt werden und analysiert den Gebrauch der Kategorien gender und sexuelle Differenz. Ihre Ausgangsüberlegung repräsentiert durchaus das Ringen der Autorinnen und Autoren vor dem jeweiligen Hintergrund ihrer Biographien, theoretischen Verortungen, disziplinären Einbindung und den nationalen Kontexten: „In all diesen Konflikten zwischen verschiedenen feministischen Generationen, die ich hier als Beispiel angeführt habe, vollzieht sich eine mal mehr mal weniger bewusste und polemische Verschiebung der Kategorie der sexuellen Differenz zu gender. [...] Haben die Tendenzen zur Akademisierung, zur Entpolitisierung und zur Entsexualisierung, wie ich sie eben skizziert habe, etwas mit dieser Verschiebung zutun, und was genau?“ (Dominijanni, S. 143)

Die „dialogischen Paare“ werden durch die historische Forschung eröffnet. Hier macht sich überzeugend Claudia Opitz in einer kritischen Auseinandersetzung mit Joan Scott für die Relevanz der historischen Perspektive stark und mahnt die Überwindung einer Geschichtsvergessenheit an. Im darauf bezogenen Beitrag und Kommentar von Pia Schmidt wird die Problematik des Essentialismusverdachts und der Reifizierung luzide aufgegriffen und in ihren Wirkungen analysiert. Schmidt problematisiert zudem den Legitimationsdruck historischer Forschung in der Erziehungswissenschaft und plädiert für ein Bewusstsein, in geschlechterhistorischem Wissen erforderliches Reflexionswissen zu sehen. Das nächste „dialogische Paar“ greift die feministische Forschung und Politik begleitende Problematik der Verschränkung von Ungleichheitskategorien wie race, class, gender auf. Gudrun-Axeli Knapp reflektiert dazu das Potenzial eines möglicherweise neuen Paradigmas: Intersectionality. Mit den Fragen multipler Diskriminierung und sozialer Verletzbarkeit konfrontiert zu sein, ist gerade für die Erziehungswissenschaft eine zentrale Herausforderung. Hier moniert Helga Kelle in ihrem Kommentar zu Recht das Übergehen der Ungleichheitskategorie „Alter“ und deutet die Ausführungen Knapps als Aufforderung, sich einer der Komplexität gerecht werdenden Genese sozialer Ungleichheit theoretisch systematisch zu widmen.

Die Sozialwissenschaftlerin Silvia Kontos rekonstruiert in ihrem Beitrag die Entwicklung der Frauenbewegung als soziale Bewegung, verbunden mit der Frage, wie die leitenden Kategorien Eingang in die soziale Bewegung gefunden haben und als Widerstand gegen Herrschaftsverhältnisse wirksam werden konnten. Dabei kritisiert sie u.a. eine unzureichende Theorie sozialer Bewegungen und letztlich deren Homogenisierung. Pointiert ist ihre Analyse,

wo sie aufzeigt, dass und wie Gendertheorie zum Bestandteil neoliberalen Regierens bzw. darin verwickelt werden konnte. Dies zu reflektieren und auch die erziehungswissenschaftlichen Konzepte auf ihre Verwicklung in neoliberale Gesellschaftskonzepte kritisch zu prüfen, ist ein Anliegen des Kommentars von Bettina Dausien. Daher schlägt sie schließlich für eine konstruktive Bearbeitung des Zusammenhangs von Frauenbewegung, Bildungsräumen und handlungsfähigen Subjekten unterschiedliche Strategien vor. Für eine kluge Herangehensweise der Wissenschaft hält sie weniger das Bemühen um eine abstrakte Bildungstheorie, sondern eine „fundierte Theoriebildung im Modus der Rekonstruktion“ (Dausien, S. 80). Deutlich wird hier, dass eine erziehungswissenschaftlich verortete feministische Forschung auf die Grundbegriffe ihrer Disziplin wie Bildung, Erziehung und Sozialisation keineswegs verzichten kann.

Mit der Medienwissenschaftlerin Astrid Deuber-Mankowsky ist ein auch wissenssoziologisch zu verstehender, epistemologischer Ansatz vertreten, der die Genese des Verhältnisses von Natur, Kultur, Technik und Geschlecht fokussiert. Gender „als epistemisches Ding“ zu charakterisieren und dessen Materialität, Produktivität und Zukunftsfähigkeit kritisch zu prüfen und als Fragen des Wissens zu betrachten, ist ein komplexer Zugang. Deuber-Mankowsky ist in diesem Band nicht die einzige, die auch die Frage nach dem Eingang in neue BA/MA Studiengänge, also der Institutionalisierung, stellt und die Relevanz der Genderforschung für die jungen Studierendengenerationen bedenkt. Ob sich in einem studentischen Bildungsprozess dann Gender von dem Konzept der Genderidentität löst oder ob Gender zu einem epistemischen Ding, „einem Objekt des Wissens, das Wissen zum Objekt des Begehrens und die Erkenntnis zur Übung seiner selbst“ (Deuber-Mankowsky, S. 182) wird, dürfte zu den Fragen von aufmerksamen Lehrenden gehören. In ihrem Kommentar befasst sich Eva Borst noch einmal ausgesprochen systematisch und weiterführend mit dem Wissenschaftshistoriker und Biologen Hans-Jörg Rheinberger und seinem Begriff „epistemisches Ding“. Borst setzt kritische Akzente und verweist auf die Problematik, dass und wie sich unsere Wahrnehmungsmuster unter den Bedingungen der historischen Epistemologie verändern, prüft aber auch die Tragweite des Ansatzes. „Die historische Epistemologie könnte einen Beitrag dazu leisten zu fragen, in welcher Weise *sex* als epistemisches Ding hervorgebracht wird, und zwar im Zusammenhang mit den neueren Forschungen zur Molekularbiologie, zur Evolutionspsychologie, zur Genetik und zur Reproduktionsmedizin“ (Borst, S. 195/196).

Sabine Hark schließlich entfaltet auf der Basis ihrer Studien das Spannungsfeld feministischen Wissens zwischen Aktionismus und Akademie und prüft die Möglichkeiten der Hervorbringung widerständigen Wissens. In ihrer Diagnose geht sie davon aus, dass Feminismus Teil historischer Objektivität, institutioneller Vorgaben und institutionellen Handelns geworden sei. Eine Folge dieser Entwicklung sei eine Paradoxie, denn die Teilhabe an herr-

schaftsförmig verfassten Ökonomien sei die grundsätzlich prekäre Voraussetzung für die Existenz kritischer Projekte. Nicht repressiv und ausschließend, sondern im Gegenteil produktiv und einschließend verfare die etablierte Wissenschaft mit dem feministischen Wissen. Harks Ausführungen zeugen von einer unbändigen Lust an kaskadisch anmutenden, provokativen Frageblöcken, hinter denen sich in differenzierter Weise ihre Überzeugung, ihre Überlegungen und ihr sorgsames Überdenken entfalten. Die Problematik, durch eine universitäre Etablierung die Existenz des Subversiven zu gefährden, greift dem nachgehend Karin Priem in ihrem Kommentar eingangs auf, um dann aber dafür zu sensibilisieren, dass die Grenze zwischen Subversivem und Etabliertem keineswegs immer eindeutig verläuft. Außerdem schält sie – ohne die wissenschaftliche Produktivität Harks in Frage zu stellen – mit überzeugenden Argumenten heraus, dass mit dieser Herangehensweise auch die Gefahr der Moralisierung einher gehe. Eine Kritik, die von der historischen Bildungsforscherin Priem besonders überzeugt.

Das abschließende „dialogische Paar“ nimmt mit Birgit Sauer die politikwissenschaftliche Relevanz der Kategorie Geschlecht in den Blick, thematisiert die Auswirkungen einer ökonomischen Globalisierung und treibt den Zusammenhang von Sichtbarkeit und Präsenz von Frauen, der Institutionalisierung der Geschlechterforschung und Etablierung relevanter Themen einerseits und der Verhärtung von Ungleichheit auch entlang der Geschlechterdifferenz andererseits weiter. Für Sauer bildet Geschlechterungleichheit, verkompliziert und verschärft durch die Ungleichheitsachsen Klasse und Ethnizität, gar eine Ressource der Transformation von Staatlichkeit. Ihre ausgezeichnete Analyse der Grenzen zwischen Markt und Familienökonomie und der sich darin abbildenden Feminisierung marktvermittelter Arbeit, der Grenzen zwischen Staat und Familienökonomie, charakterisiert durch die Privatisierung von Fürsorgearbeit, der Grenze zwischen Staat und Markt, die sich markant an der Verleugnung der Kategorie Klasse zeige sowie der Grenze zwischen national und international, stellen mehr als eine Heuristik der Ungleichheit dar. Der Begriff der „Grenze“ ist äußerst produktiv, verweist er doch auf die Erfahrung von Entgrenzung und Begrenzung, was gerade für die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung von Bedeutung ist. Denn das, was Sauer als neoliberale Entgrenzungspraktiken skizziert, ist auch Bestandteil pädagogischer Arrangements. „Die neuen Grenzregime sind in der Regel geschlechtsselektiv und rassistisch, konstruieren sie doch Subjekte, die auf lokalen oder nationalen Arbeitsmärkten *brauchbar* sind, und solche, die *wertlos* sind“ (Sauer, S. 244). Für die Politikwissenschaft kommen deshalb nach der Genderforschung die Analyse des paradoxen und ungleichzeitigen Verdichtungszusammenhangs von Ungleichheitsstrukturen und feministische politische Interventionen. Edgar Forster macht in seinem Kommentar zunächst auf die unterschiedlichen Zuschreibungen von „governance“ aufmerksam, weil gerade die Erziehungswissenschaft mit

der Konfrontation einer Evidenz basierten Politik und Praxis im Zusammenspiel nationaler Interessen und internationaler Vergleiche besonders herausgefordert sei. Darüber hinaus setzt er sich mit der fortschrittkritischen These Sauers auseinander und prüft ihre Annahmen entlang der Fragen nach der Staatstheorie, dem Etikett der Globalisierung und der Frage nach der Relevanz des Politischen in der Geschlechterforschung. Am Ende plädiert Forster für „Verschiebungen“, weg von Repräsentation und Anerkennung hin zu Partizipation, Intervention und Aushandlung im Politischen und von Repräsentation und Zeichen hin zu Produktion, Praxis und Situiertheit des Wissens im Theoretischen.

Das Projekt, die Zukunft feministischer Theoriebildung zu prüfen, war notwendig und ist gelungen. Die versammelten disziplinären Diagnosen von Etablierung und Institutionalisierung, die Analysen damit verbundener Paradoxien und Ambivalenzen interdisziplinär zu vernetzen und sich gerade von der Erziehungswissenschaft aus in ein dialogisches Verhältnis zu setzen, ist mit diesem dichten, durchaus auch heterogenen, manchmal überkomplexen, aber in seiner Grundstruktur dialogischen und innovativen Band zu einem äußerst fruchtbaren Ergebnis geführt worden. Die Zukunft feministischer Theoriebildung in der Erziehungswissenschaft ist angesichts der Herausforderungen mit denen anderer Disziplinen vergleichbar, aber die Beiträge machen auch spezifische Akzente sichtbar. Nach einem „wahren“ Weg – das zeigen nicht zuletzt die unterschiedlichen Zugänge der beteiligten Erziehungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler – zu suchen, würde dem Potenzial der erziehungswissenschaftlichen feministischen Forschung und ihrem Gegenstand nicht gerecht werden.

Sabine Andresen